Aus schweizerischer Dichtung : kleine Skizzen von kleinen Leuten

Autor(en): **Bührer, J.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **4 (1909-1910)**

Heft 23

PDF erstellt am: **21.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-748190

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Merkmale ſind wie die Augen eines Menſchenantlitzes ohne Zweifel der Mittelpunkt des Intereſſes, aber ſie intereſſieren uns in bezug auf die Geſamtſtruktur, davon ſie ein Teil ſind, und ohne ihren Zuſammenhang mit Dach, Mauern, Farbe und Material würde uns ihre Erſcheinung weit weniger ergreifen. Wenn wir alſo in unſeren alten Bauwerken den unbeſchreiblichen Reiz erhalten wollen, iſt es erforderlich, nicht nur die mehr ausgearbeiteten und ornamentalen Details zu erhalten, ſondern auch die einfacheren Teile, die glatten Mauerflächen, die Stein- oder Ziegelbekleidung, den rauhen Anwurf und ähnliches. Wir ſind in der Tat verpflichtet, ſie als weſentliche Teile jener unſchätzbaren Beſitztümer zu behandeln, deren Schönheit wir nicht vermehren, ſondern viel eher durch Achtloſigkeit oder Blindheit augenblicks auf unſühnbare Weiſe ſchädigen oder vernichten können.

Aus ſchweizeriſcher Dichtung.

Kleine Skizzen von kleinen Leuten.

Von **J. Bührer.**

Vorbemerkung.

Der Verfaſſer des vorliegenden vom Verlage A. Francke in Bern geſchmackvoll und gediegen ausgeſtatteten Buches iſt den Leſern dieſer Zeitſchrift kein Unbekannter. Wer ſeine meiſt in der Berner Rundſchau veröffentlichten Skizzen und kleinen Erzählungen geleſen hat, der weiß, daß ihm, namentlich in bezug auf das Leben, wie es im Engern, Begrenzten ſich abſpielt, eine ungemein ſcharfe Beobachtungsgabe eignet. Damit verbindet ſich bei ihm ſtarkes Geſtaltungsvermögen, zwingende Stimmungskraft und eine Originalität der Sprache, die, ohne daß ich natürlich Parallelen ziehen wollte, doch manchmal faſt an Gottfried Keller denken läßt. Freilich iſt nicht alles in dem Büchlein gleichwertig. Eine etwas ſtrengere Sichtung wäre ihm nur von Vorteil geweſen. Aber um des vielen Bedeutenden willen, das es enthält, vor allem um ſo wunderſchönen Skizzen, wie „Die weiße Stadt“, „Rüpeljahre“ u. a. willen, deren Lektüre mir immer wieder Freude macht, möchte ich das Buch Bührers allen denen empfehlen, die Sinn und Verſtändnis haben für die ſogenannten „kleinen Schickſale“, die ja oft weit ſchwerer wiegen als große Worte und weithin hallende Geſchehniſſe.

F. O. Sch.

Roldi, der Zuchthäusler.

Der Novemberſturm zauſte die letzten Blätter aus den Fruchtbäumen, die die Landſtraße von Rüdlikon nach Wendlingen einſäumen. Er faßte das Fürtuch der Barbara Haberſaat und machte es flattern gleich einer leichtſinnigen Feſtflagge. Einen Büſchel grauer Haare ſtrich die Alte vergebens alle paar Schritte unter das rote Kopftuch zurück, immer wieder trieb ihn der Wind quer über die knorrige Stirne, die von einer faltigen ledrigen Haut überzogen war. Die derben Fäuſte hielten die Deichſel eines kleinen Handkarrens umſpannt, den ſie hinter ſich herzog. Das linke Bein ſchleppte ſie nach, nur mit dem rechten konnte ſie vorwärts ſchreiten und Weg gewinnen. So rückte das kleine Fuhrwerk auf der Landſtraße nur langſam vorwärts, während die Wolken wie beſeſſen am Himmel dahinrannten und dadurch die Beleuchtung des weiten Wieſentals fortwährend wechſeln ließen. Bald waren die Wolken ſo dünn, daß die Sonne durchdringen konnte, dann leuchteten die Matten in einem fahlen Gelb und erinnerten an alte, abgeſtorbene Teppiche. In der Ferne ſchimmerten dann weiße Berge, aber gleich darauf wälzten ſich wieder ſchwärzliche Wolkenwände vor das Licht und ſenkten ſich wie feuchte, graue Tücher vor die weißen Zacken, von denen man glücklich hätte träumen können. Jetzt war die Welt troſtlos einſam. Die Alte berührte weder das Sonnenleuchten der Schneegipfel, noch das wilde Sturmlied, das aus den Baumkronen über die Ebene hinſauſte, noch das unheimliche Düſter. Sie ſchritt ihren müden Gang, die Augen ſchräg vor ſich hin auf die Straße geſenkt. An wem das Leben ſo hart und grauſam vorbeigegangen iſt, wie an der Barbara Haberſaat, der hat wenig übrig für Naturſtimmungen und für alles andere, der geht nur noch ſeinen Trott gradaus, wunſchlos und hoffnungslos. Was kommen muß, kommt. Sie iſt eine Fataliſtin, die Barbara Haberſaat; nur vor einem hat ſie noch Angſt, vor dem, was mit abſoluter Sicherheit kommen muß: vor dem Tod. Ruhig und gleichgültig nimmt ſie die Scheltworte der Bäuerinnen hin, wenn ſie auf ihren wöchentlichen Botengängen nach der Stadt etwas vergeſſen hat. Das kommt in den letzten Zeiten immer öfter vor. Kürzlich hat ſie der Gemeinderätin Ehrſam die Torten vergeſſen, und die hatte am Sonntag Beſuch bekommen aus Zürich. Die Gemeinderätin geriet in Verzweiflung ob der Nachläſſigkeit der alten Botin. Der Frau Gemeindeſchreiberin hatte ſie den neuen Hut nicht mitgebracht, und dieſe wußte genau, daß ihre intimſte Freundin zur morgigen Predigt ein neues Kapöttchen tragen würde. Und da ſollte ſie, die hochangeſehene Frau Gemeindeſchreiberin, in ihrem „alten Deckel“ gehen! Es blieb der Ärmſten nichts anderes übrig, als am Sonntag früh einen furchtbaren Influenza-Anfall zu erheucheln und im Bette zu bleiben, wollte ſie den Triumph der intimen Freundin nicht miterleben.

Die alte Barbara hatte damals einen Vers zu hören bekommen! Ach Gott, ſie hatte die Scheltworte mit derſelben Gleichgültigkeit eingeſtrichen, mit der ſie ihren kargen Lohn einſackte. Und viel hätte nicht gefehlt, ſo hätte ſie die Schimpfereien mit ihrem trockenen „Vergelt's Gott“ quittiert.

Mitten zwiſchen Rüdlikon und Wendlingen führt die Landſtraße einen kleinen Stutz empor. Seit zehn Jahren hatte die Barbara hier ihren Karren angehalten, um ſich zu verſchnaufen, ehe ſie die Anhöhe nahm. Wie ſie die Deichſel auf die Erde ſetzte, kam über das Wegbord ein unterſetzter Mann. Er trug verſchoſſene blaue Militärhoſen, aus denen die Paſſepoils herausgenommen waren, und einen dicken Rock von unbeſtimmter Farbe. Um den Hals hatte er eine dicke Schleife geſchlungen. Auf dem grau-rötlichen ſtruppigen Haar ſaß eine Art Hut von unbeſtimmter Form und Farbe. Das Geſicht war faltig und unſäglich häßlich. Über Kinn und Oberlippe ſtachelten ſchwarze Borſten. Mit waſſerblauen, ausdrucksloſen Augen ſah er die Barbara an. „Grüeß Gott, Barbara!“ ſagte er mit rauher Stimme. „Danki Gott!“ machte die Alte gleichgültig, und nach einer langen Pauſe mit der gleichen müden Stimme:

„Seit wann biſt du draußen?“

„Seit vorgeſtern.“

„Wirſt froh ſein!“

„Ein blauer Hund, jawohl!“

„Alſo nicht?“

„Wenn ein Kalb zum erſtenmal aus dem dunkeln Stall ans Licht kommt, macht's dumme Sprünge und bockt in die Welt hinein. Der Schnaps iſt mir ſchlecht bekommen. Sechs Jahre lang hab' ich keinen Treſter gerochen, und nun gleich einen ganzen Abend lang hinterm Glas! — Barbara, mir iſt's elend!“

Die Hände in den Taſchen wandte er ſich ab und trottete den Berg aufwärts. Die Alte nahm die Deichſel wieder auf und keuchte mühſam hinter ihm her. Auf halber Höhe kam's dem abgeriſſenen Burſchen in den Sinn, daß er der Alten helfen könnte. Aber ſie konnte mit ihrem lahmen Fuß nicht mit ihm Schritt halten. Er ſchob ſie beiſeite und riß den Karren den Berg hinauf. Oben warf er ſich ins feuchte, kurze Gras und wartete auf die Barbara, die ſich dann neben ihm auf einen Stein ſetzte.

Lange redeten die beiden kein Wort, dann ſagte die Alte:

„Warum haſt du's denn getan?“

Er runzelte die Stirne und knurrte: „Ach, was!“ Nach einer Pauſe: „Darüber habe ich lange nachgedacht, beim Holzſpalten und in der Zelle. Einmal haben ſie mir ein Buch gegeben; darin ſtand, das verantwortungsvollſte Geſchäft ſei, einen Menſchen auf die Welt zu ſetzen. Das klang mir erſt ganz verrückt, aber ich habe den Satz nie mehr vergeſſen

können. — — Viel Elend, das ſtand weiter in dem Buch, habe ſeinen Grund in dem Leichtſinn, der in der Nichtbeachtung dieſer Wahrheit liege! Siehſt du, Barbara, da irgendwo muß auch die Urſache ſein, daß ich dem Michelkaſper das Haus anzündete. Ich hab' g'ſtudiert und geſonnen, den Zuſammenhang mit dieſen Sätzen aus dem Buch und meiner Tat herauszubringen, und hab's nicht vermocht. Denn ſiehſt du — der alte Burſche hob ſich in Sitzſtellung und ſtemmte die Fäuſte auf den Boden — „daß ich die Scheune anzündete, weil mich der Bauer zum Teufel jagte und weil ich betrunken war, das iſt ſchon wahr; aber dahinter ſteckt noch etwas, das noch viel wahrer iſt. Weißt du, ich habe da im Hotel „Sorglos“ manchen Bruder kennen gelernt, der Schlimmeres auf dem Buckel trug als ich, und wenn ſie erzählten, hat's mir geſchienen, als ob auch dort nicht nur die momentanen Umſtände zu der Tat verleiteten, ſondern daß dahinter irgendwo im Nebel ein Weg liege, der von der Wiege aus mit abſoluter Notwendigkeit ins Zuchthaus geführt habe. Nein, ſchüttle nicht mit dem Kopf. Von der Wiege aus, ſage ich dir!“

„Noldi, ſag' doch: vom Wirtshaus aus!“ machte die Barbara und bewegte die Kiefer, als wollte ſie zu lachen verſuchen.

Der Alte warf ſich wieder auf den Rücken.

„Weißt du, was mir momentan durch den Kopf gefahren iſt? Siehſt, da hab' ich geſtern ein langes Meſſer gekauft. Wenn ich auf die Feder drücke, geht die Klinge nicht mehr zu. Vorhin dachte ich, ich ſollte dir das Meſſer in den Leib ſtoßen. — Du erſchrickſt. Aber nun ſag' mir, woher kommen mir ſolche Gedanken? — Da hatte unſer Zuchthausdirektor einen Sohn, einen Burſchen von etwa 17 Jahren. Er trug eine grüne Schülermütze und hatte ein friſches heiteres Geſicht. Meinſt du, daß der ſeiner Lebtag je auf den Gedanken kommen wird, eine Scheune anzuzünden oder einer alten Frau ein Meſſer in den Leib zu rennen, bloß, damit er wieder ins Zuchthaus kommt? Denn ſiehſt du, eigentlich wäre ich verdammt gern wieder drinn. Da iſt Zucht und Ordnung. Hätte ich die gehabt in meiner Jugend und eine Möglichkeit, zu leben wie ein Menſch, dann hätte ich nie ein Haus angezündet. Der Tauſend auch, Barbara! Siehſt, nun habe ich den Zuſammenhang zwiſchen jenem Buch und meiner Tat doch gefunden. Nein, bleib ſitzen; du kommſt noch früh genug. Dieſer Zweifränkler — vier Monate hab' ich drum gearbeitet — iſt dein, wenn du mir zuhörſt. Sechs Jahre lang habe ich drüber nachgedacht und den Zuſammenhang nicht finden können, weil ich immer nur in mich hinein brüten konnte. Jetzt laß mich reden. Lieg da auf die Erde, da zieht der Wind nicht ſo.“

„Behalte deinen Zweifränkler und laß mich meiner Wege, du weißt, ich habe dich nie mögen“, antwortete die Alte mit einem ſcheuen Blick auf den Weggefährten.

„Wer hat mich denn mögen? Mein Leben lang niemand! Da war einmal — es war noch in meiner früheſten Kinderzeit — ein kleines Stadtmädchen im Dorf auf Beſuch. Es hatte prächtige Kleider an, und ich hätte ums Leben gern mit ihm ſpielen mögen. Da ſtellte es ſich vor mich hin und ſagte: „Geh du fort, du biſt ja ſo häßlich!“ Ich bin auf den Heuboden geſchlichen und habe geweint. Seither hat mir's keiner mehr ins Geſicht geſagt, aber hundertmal habe ich's zu ſpüren bekommen, daß mich keiner hat mögen. Nicht 'mal die Mutter hat mich gern gehabt. Das iſt ihr ja nicht übel zu nehmen bei ihren zehn Kindern. Wie ſie mich damals aus dem Jaucheloch gezogen haben, hat ſie geſagt: „Ach Gott, es wär' ihm ja gut gegangen!“ Recht hat ſie gehabt, die arme Frau; warum bin ich nicht erſoffen! Den Vater hab' ich gehaßt und gefürchtet, ſeit ich denken mag, weil ſein ganzer Verkehr mit mir entweder im Erteilen von ſchnautzigen Befehlen oder in der Verabreichung einer Tracht Prügel beſtand. Ein rauher Kerl und Grobian ſei ich, ſagten ſie in meinen erſten Dienſtſtellen, und alle haben mich gemieden. Zum Henker auch, wo hätte ich anders werden ſollen?! Einmal iſt's mir in einer Nacht im Gefängnis zum Bewußtſein gekommen, daß mich mein ganzes Leben lang kein Menſch gern gehabt hat. Da habe ich aufgeſchrien und getobt. Dafür haben ſie mich zwei Tage in Dunkelarreſt getan bei Waſſer und Brot. — Damals hat's hölliſch weh getan, nicht der Dunkelarreſt, aber die Erkenntnis. Nun iſt's überſtanden.

Wie ich dann in die Jahre kam, da ſich die Mädchen nach den Burſchen umgucken, hab' ich mich auch an ſie heranzumachen geſucht. Denn in mir tobte der Trieb ſo geſund und kräftig wie in einem. Aber für mich war keine Türe offen. Dem häßlichſten Mädchen — ich war durchaus nicht wähleriſch — war ich zu „ſtrub“. Du warſt auch keine Schönheit, Barbara; für mehr als einen haſt du eine Schwäche gehabt. Und als du ſchon ein Kind hatteſt und keinen Vater dafür, da habe ich dich angebettelt, du mögeſt mich nehmen. Du haſt mir die Türe vor die Naſe geſetzt und den Lumpenkerl — es war zwar mein Bruder, aber ein Lump war er doch — genommen, bloß, weil er nicht ſo zündrote Haare hatte wie ich. — Bei mir hätteſt du's beſſer gehabt. Ich hätte dich gern gehabt, und nie wäre es ſo weit gekommen. Siehſt, ſo biſt du auch ein bißchen Schuld an meinem Elend! Und nun verſteh' ich, warum mir vorher der Gedanke kam, ich ſollte dir das Meſſer in den Leib rennen.“

„Nachher iſt gut reden“, machte die alte, abgeſchundene Frau, auf die die Erzählung ihres Schwagers wenig Eindruck zu machen ſchien. „Ich habe mich durchgeſchlagen, ohne ins Zuchthaus zu kommen!“

„So, ſo?! Und — was iſt denn aus deinen Kindern geworden?“

Ein haſtiger giftiger Blick der Alten fiel auf des Schwagers Geſicht, doch dieſer ſah ganz harmlos in den Himmel hinein, an dem Wolken vorüberjagten. Sie mußte antworten.

„Der Kari iſt geſtorben“.

„An was?“

„An der Schwindſucht!“

„Der Emil?“

„Iſt in der epileptiſchen Anſtalt“.

„Die Elſi?“

„O, die hat's gut; die iſt in einer welſchen Stadt. Denk' nur, letzthin hat ſie ein ganzes Pack ſeidene Strümpfe geſchickt!“

„Und Albert?“

„Weiß nicht, wo ſich der herumtreibt!“

„Wirklich nicht? Mir war, als hätte ich einen Menſchen, der ihm ähnlich ſah, wiederholt über den Gefängnishof ſchreiten ſehen. Gleichviel. — Ich meine zwar, daß auch deine Kinder ihr Schickſal ein wenig dem Umſtand verdanken, daß jener merkwürdige Satz in jenem Buch aus dem Gefängnis nicht beachtet wurde . . . Aber Adieu, Barbara, mir iſt ein bißchen wohler, ſeit ich vom Herzen herunter reden konnte, was ich all die Jahre zuſammengebrütet habe. Da, nimm den Zweifränkler. Ich will ſehen, ob mich einer als Knecht anſtellen mag“.

Die Alte humpelte auf ihren Karren zu; dort blieb ſie ſtehen und ſah ihrem Schwager nach, ſo lange er zu erblicken war. Dann zog ſie mit einem ſchweren Seufzer den Karren fort.

Das Bühnenbild . . . einſt und jetzt.

Von **Friedrich Weber-Robine.**

Die Bretter, welche die Welt bedeuten, müſſen auch den Charakter ihrer Zeit wiedergeben und zwar in zweifacher Hinſicht, in geiſtiger und techniſcher. In erſterer wird die Gedankenſtrömung allgemeiner Art entſcheidend wirken, in letzterer die ſpezifiſche auf dem Gebiete der Naturerkenntnis. Das Altertum hat zwar auf verſchiedenen Linien menſchlichen Schaffens ſchon beträchtliche techniſche Errungenſchaften auf-